

**Zeitschrift:** Sprachspiegel : Zweimonatsschrift  
**Herausgeber:** Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache  
**Band:** 10 (1954)  
**Heft:** 11

**Artikel:** Verrufene Mundart, willkommen!  
**Autor:** Thürer, Georg  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-420359>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

wo Gotthälf, Spitteler u Chäller,  
e von Tavel u Simon Gfeller  
mit Bejiflyß u Achtsamkeit  
es Läbe lang hei zämetreit!  
Tues jede Tag vo neuem säge  
u häbs üs allne rächt etgäge:  
es Bolch, wo d'Muetterspraach verliert,  
das wird vom Herrgott usgradiert!

## **Verrufene Mundart, willkommen!**

Von Prof. Dr. Georg Thürier

Vor wenigen Wochen hielt ein aus Deutschland stammender Ordinarius für germanische Philologie, der an einer schweizerischen Hochschule wirkt, einen Vortrag, in welchem er das „Schwyzertüütsch“ nur als eine Bauern- und Kriegersprache gelten ließ. Da es ein hochfeierlicher Anlaß war, pfefferte niemand ein „Hört, hört!“ dazwischen. Allein im Gespräch vieler Heimkehrender vernahm man, wie sehr das unbedachte Wort als Beleidigung verletzt hatte. Einer erklärte, es sei ihm, als habe man seiner Mutter nachgesagt, sie sei ein grobes, streitfüchtiges Weib. So tief liebte er eben die Sprache seiner Mutter, die „Mutter Sprache“.

Wir wollen mit dem Sprachforscher nicht darüber rechten, ob es so schimpflich sei, dem Bauernstande anzugehören. Nicht alle Bauern sind bäurische Menschen. Es gibt Edelleute des Herzens, die im Zwilch daherkommen. Wer ihnen nicht auf den Feldern begegnet, der kann sie auch in der Mundartdichtung sprechen hören und besonders in der Erzählkunst Gotthelfs, welche nicht selten gerade dann bärndütsch redet, wenn etwas Großes schlicht gesagt werden soll. Es ist hier auch nicht der Ort, zu untersuchen, ob mehr Kriegsbefehle dieses Jahrhunderts in der Sprache Wilhelms II. und Adolf Hitlers oder in der „Kriegersprache der Schweizer“ ausgegeben worden sind. Man weiß es. Nun, dafür kann das Hochdeutsche nichts. Es hat es ja auch nicht

nötig, ein Weißbuch über „Wert und Ehre deutscher Sprache“ zusammenzustellen. Das hat Hugo von Hofmannsthal auf wunderbare Art bereits getan. Und aus heißer Liebe zu unserm Schriftdeutsch lassen wir aber auch seine Nahverwandte, unser „Schwyzertüütsch“, nicht als eine Bauernmagd oder Kriegerdirne ächten.

Der Beitrag unserer Mundart an das Sprachleben ist hoch zu werten. Sie ist eine fortklingende Ur-Runde des ältesten Deutsch und ein treuer Spiegel neuester Wandlungen der Rede. Dieses Weiterwirken der Anfänge und die Bereitschaft, Neues aufzunehmen, haben der Mundart nicht erlaubt, eine feste Form auszubilden, wie es im Schriftdeutschen seit dem Siege des Neuhochdeutschen, jedenfalls seit rund zweihundert Jahren der Fall ist. Die Macht des Festgelegten ist ungeheuer, die Kraft des Freiflutenden aber gefährdet. Die Schriftsprache kann ganze Gebirge von Büchern und Tag für Tag aufgeworfene Wälle von Zeitungen als ihre Festung betrachten, die Mundart aber hat hierzulande keine Tages- oder Wochenzeitung, und die Bedrängnis ihrer einzigen Zeitschrift, der „Schwyzerlüt“, erstieht man daraus, daß das Monatsblatt nicht selten zum Vierteljahrsblatt geworden ist. Seine Schwierigkeit hängt damit zusammen, daß es nicht eine einheitliche Mundart gibt noch geben kann.

Der Ausdruck „Mundart“ bedeutet zunächst nur, daß nicht die Schriftsprache gemeint sei. Wie nun ein einzelnes Wort der Schriftsprache mundartlich laute, ist eine Frage, auf die jeder einzelne für seinen Sprachkreis meistens recht bald Bescheid geben kann. Muß man die Frage aber für das ganze Sprachgebiet beantworten, so reichen auch dem Fachmann oft alle Wörterbücher und Sprachatlanten nicht aus. Man frage einmal die Rindergärtnerinnen an einer schweizerischen Zusammenkunft, welche Ausdrücke ihre Kinder für „weinen“ und die sinnverwandten Wörter „schreien, schluchzen und wimmern“ mitbringen, so werden im Handumdrehen über dreißig Ausdrücke beisammen sein. Diese Reihe beginnt etwa mit räägge, böögge, pflänne, brüele, blägge, briegge, flartsche, fümpele, gramaugge, gurmöle, gryne, hüüle, hüüne, läätsche, miegge, pfnochze, plääre, fürmle, zänne usw. Ist es angesichts dieser Überfülle nicht zum Heulen, wenn man einem Deutschen, der gutwillig schwyzertüütsch lernen will, nun sagen soll, welches Wort er sich zu merken habe. Wie leicht hat es doch das

deutsch-französische Wörterbuch, welches neben das deutsche Wort „weinen“ einfach das französische «pleurer» setzt. O du liebe Mundart, bist du eine Umstandstante geworden, die sich von ihren tausend Sachensächelein nicht trennen kann?

Die Mundart aber lacht und leuchtet. Der Reichtum ist ja keine Schande. Gewiß, es ist übel, wenn jemand im Gespräch „viel Worte macht“; aber viele Wörter zu haben, ist doch kein Mangel. Wer übrigens in unsere Sprache eindringen will, wird bald merken, daß er für den Sprachkreis, in welchem er wohnt, mit einem kleinern Sprachschatz auskommt, und es ist schade, daß es erst in sehr wenigen Sprachkreisen handliche Bücher gibt, die zum Beispiel einem erwachsenen Deutschen das Eindringen in die Mundart der betreffenden Stadt oder großen Talschaft erleichtern. Sie könnten auch das Sprachgewissen der Einheimischen schärfen. Es bestehen indessen in sozusagen allen Mundarten gute Texte und nicht selten bedeutende Dichtungen, welche das Bemühen um eine Mundart nicht nur kurzweilig, sondern auch innerlich bildend werden lassen. Freilich geben unsere Mitbürger den Zuzüglern im Lesen der Mundart ein sehr schlechtes Beispiel. Sie lassen es wirklich am guten Willen fehlen. Tausende von Landsleuten lesen lieber ein schlechtes englisches Buch als ein gutes in schweizerdeutscher Sprache. Die Schule hält die Kinder zu selten zum Lesen der Mundart an und wird mitschuldig am Vorurteil, es sei ungemein schwer, Mundart zu lesen. Ja, das Zuhören, wenn einer vorlese, das sei schön. Aber selber lesen . . . Wehe aber, wenn wir alle nur zuhören wollten! O, es gibt noch ergriffene Leser schweizerdeutscher Bücher. Nicht ihr kleinster Teil wohnt jenseits der Meere. Die Mundart ihrer Heimat ist die Trösterin ihres Heimwehs.

Den Dabeimgebliebenen aber sei gesagt, daß das rechte Verhältnis zur Mundart ein Merkmal der sprachlichen Bildung ist. Der einfache Mensch spricht bei uns seine Mundart gleichsam von Natur aus, der Gebildete dank seiner Kultur. Nur der Halbgebildete panscht seine Rede. Er möchte sich in der Sprechweise vom einfachen Volke unterscheiden und bei den Gebildeten mit schriftdeutschen Wörtern prunken, also andeuten, daß auch er zum lesenden Teile des Volkes gehöre. Der Erfolg wird allerdings gerade anders sein: der einfache Mann und der wahrhaft Gebildete durchschauern den Eingebildeten.

Unverkennbar ist freilich die Tatsache, daß heute rund ein Viertel der deutschsprechenden Schweizer in ihrer Mundart unsicher werden. Das hat die Freizügigkeit mit sich gebracht. Hunderttausende von Schweizern leben nicht mehr dort, wo sie aufgewachsen sind, und viele können infolge der Heirat mit einem anderssprechenden Gatten ihre Kinder sprachlich nicht so erziehen, wie es sich in Zeiten fester Verwurzelung der meisten Schweizer ohne weiteres ergab. Die richtige Sprachgesinnung wird dabei nicht darauf erpicht sein, die Mundart durch die Schriftsprache zu ersetzen, sondern der Mundart doch die Treue zu halten, allenfalls, indem wir uns der ortsüblichen Mundart angleichen oder doch die Kinder dazu anhalten. Beim besten Willen lassen sich in der Alltagsrede nicht alle Eigentümlichkeiten der einzelnen Mundarten ins dritte Jahrtausend hinüberretten. Ob es uns lieb oder leid ist, so läßt sich der Zug zu einer gewissen Angleichung, ja Durchdringung einzelner Mundarten weder leugnen noch ganz aufhalten.

Auch der Sprachwandel gehört nun einmal zum Wesen der Mundart. In ihr schlägt das Herz der Sprache am heftigsten. Nannte nicht Goethe die Mundart „doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft“? Und als man einst Gerhard Hauptmann gegenüber den mundartlichen Einschlag seiner Dramensprache bedauerte, zog er die Augenbrauen hoch zur Frage: „Die Mundart zerstört die Poesie? Der Quell verdirbt das Wasser?“

Zweifellos ist die Mundart ein auffrischender Quell unserer Schriftsprache. An dieser großen deutschen Welt- und Bildungssprache teilhaben zu dürfen, ist für uns ein unschätzbares Gut. Es wäre daher widersinnig, aus unsern Bemerkungen einen Überwillen gegen die Hochsprache herauslesen zu wollen. Wenn wir aber den Schild über die Mundart halten, so wissen wir uns im Einverständnis mit einem der besten Kenner, Ergründer und Ordner der deutschen Sprache. Jakob Grimm hat es bezeugt: „Die schweizerische Volkssprache ist mehr als ein bloßer Dialekt, wie es schon aus der Freiheit des Volkes sich begreifen läßt; noch nie hat sie sich des Rechts begeben, selbständig aufzutreten und in die Schriftsprache einzufließen.“